

wenigstens eines tun: aus den Folgen der früheren Fehler lernen und ohne Verzug den Ausbau der europäischen Einheit vorantreiben.

G. Friedrich Klenk SJ

Rückkehr zur Poesie

Der Roman von Robert Speaight „Der Engel im Nebel“ (360 S., Stuttgart 1954, Schwabenverlag, Ln. DM 12,50) stellt sich vor als ein von Charles Mason bevorwortetes Manuskript des englischen Seeoffiziers Christopher Marlow, der nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in Kenia 1965 nach England zurückkehrt. Hier kamen ihm die Erinnerungen von Helena Vaughan in die Hände, die er mit einer Einleitung und einem Schluß versah, in denen er das Wiedersehen mit seinem alten Freund, einem Theaterkritiker, und seiner früheren Bekannten, eben der Helene Vaughan, erzählte. Das Hauptstück des Buches ist der Lebensbericht Helenas. Sie stammt aus einer alten Schauspielerfamilie, der das Theater im Blut lag, die auch schon als Kind auftrat, dann aber einen sehr starken Widerwillen gegen die Bühne empfand. Bei dem Besuch einer Freundin lernt sie einen jungen adeligen Schriftsteller kennen. Die Liebe zu ihm bewirkt ein Erwachen ihres ganzen Wesens. Das macht sie bereit, einer Bitte des Vaters zu willfahren und als Viola in Shakespeares „Was ihr wollt“ aufzutreten. Sie hat einen außerordentlichen Erfolg. Ihr Bekannter war auch bei der Vorstellung, in der sie, ohne ihn zu sehen, eigentlich nur für ihn gespielt hatte. Er löst seine Verlobung mit einer Dame aus seinen Gesellschaftskreisen und heiratet Helena. Seine Kühle und Ichbezogenheit bewirken aber eine solche Entfremdung, daß sie sich später von ihm trennt. Sie läßt sich aber nicht scheiden und verzichtet auf die Liebe Christopher Marlows, in dem sie gerade einen Menschen gefunden hatte, der ihrem wahren Wesen entsprach, und zieht sich von der Bühne zurück. Nach zwanzig Jahren des inneren Reifens

folgt sie der Bitte des Intendanten des neuen Stadttheaters, zur Eröffnung des erneuerten Hauses die Lady Macbeth zu spielen. Die Vorstellung zeigt ihre künstlerische Kraft und Abgeklärtheit in letzter Vollendung. Sie ist am Ziel, das auch menschlich mit dem Zusammenreffen mit Marlow und seinem Freund besiegelt wird.

Der Bericht der erzählten Vorgänge läßt nur ahnen, daß der Roman eigentlich die Frage nach dem Wesen der Kunst beantworten will. Die Verlebendigung eines Dichtwerkes und die Nachgestaltung eines Kunstwerkes hat nach Speaight drei Stufen. Die erste, äußerlichste, auf der die meisten Aufführungen stehenbleiben, verharret beim Technischen, das zum Teil auf einer angeborenen Fähigkeit fußt und dann durch Übung erworben wird. Höher steht jene Nachbildung, in der der Spieler in menschlicher Ergriffenheit, etwa befeuert durch die Liebe, die Seele der darzustellenden Person sich anverwandelt und mitteilt. Der Grad dieser Inbrunst bedingt die geringe und höhere Vollendung. Wesentlich verschieden davon ist die dritte Stufe, in der der Künstler sozusagen im Angesicht der Ewigkeit den Charakter seiner Rolle erfaßt und sie so verwirklicht, wie sie im Ganzen der göttlichen Ordnung steht. Speaight gestaltet diese seine Überzeugung dadurch mit einem besonderen Reiz, daß er sie gerade an einer Lady Macbeth, fast der Verkörperung des Bösen, veranschaulicht. Hier entsteht reine Schönheit.

Damit ist noch nicht der letzte Gehalt des Romans angedeutet. Der Verfasser, selbst ein Literaturwissenschaftler und Shakespeareforscher, wollte das Wesen der Poesie selbst, nicht in einer theoretischen Abhandlung wie Simon Ware, der Mann der Helena Vaughan, in seiner „Schönen Treppe“, sondern in einer Dichtung ergründen. So spielt seine Geschichte nicht nur unter Theaterleuten und Deutern der Kunst, befassen sich die Gespräche nicht nur mit Erörterungen über die verschiedenen Richtungen der dramatischen Kunst von

Shakespeare bis zur Gegenwart, entwickelt er nicht nur die in seinem Roman, der heutigen literarischen Ausdrucksweise (153), auftretenden Persönlichkeiten bis zu ihrer menschlichen Vollkommenheit oder ihrem innerlichen Zusammenbruch, sondern er läßt auch durchscheinen, welche theoretischen Erkenntnisse ihn zu seiner Auffassung geführt haben. Man wird sagen müssen, daß es ihm gelungen ist, seine Gedankenarbeit in lebendige Gestalt umzusetzen.

Der Angelpunkt seiner Auffassung ist wohl das Gebet des heiligen Ignatius (277) am Schluß seiner Betrachtung von der Liebe, in dem der Beter die völlige Hingabe seiner Freiheit und aller seiner Kräfte an Gott ausspricht, dem er sein Leben verdankt und um dessen Gnade und Liebe er bittet. Von dieser religiösen Höhe aus wird auch der ganze Weg des Menschen mit seinen Irrtümern, der ganze Bereich der Kunst und das, was sich als solche ausgibt, erhellt.

Zunächst ergibt sich aus den in der ignatianischen Betrachtung ausgesprochenen Gedanken das Wesen der Liebe, die nicht so sehr in Gefühlen, als in Taten besteht, die zudem eine Einigung und einen Austausch anstreben. Das ist auch die Naturstimme des Menschen, wie sie sich in Helena und ihrer Mutter äußert, die der Tochter etwa sagt: „Dichter sehen nie, daß Unterwerfung mehr sein kann als Auflehnung“ (95). Dieser Satz habe mit der Religion nichts zu tun, es sei lediglich weltliche Weisheit. Die „Dichter“, von denen sie spricht, sind jene Verächter und Verfälscher der wahren Poesie, die im restlosen Ausleben des Ich das Glück der Menschen sehen, während der Mensch am größten ist in dem um der Liebe willen getragenen Leid und der Hinnahme. Wer ein ganzer Mensch werden will, muß überdies mehr lieben als einen Menschen (185, 254).

Der Mann Helenas vertritt die gegen- teilige Auffassung. Für ihn ist Liebe nur Gefühl und damit ein vorübergehender Zustand. Er verwirklicht dies auch in seinem Leben. So kann die Voll-

endung nicht auf die Liebe gegründet werden. Sie fußt vielmehr auf dem Glauben außerhalb des Ichs. Der Mensch sucht das Absolute. Im Lauf seiner Geschichte hat die Menschheit diesen Glauben in einen allmählichen Fortschritt von heidnisch-religiösen zu christlich-religiösen Gedanken weiterentwickelt und steht jetzt vor der Entdeckung, daß die poetische Vision das Höchste, die Teilnahme am Absoluten ist. Dogma und Moral als Fesselung der Menschen hinter sich lassend, muß auch Simon Ware seine Seele verlieren, um sie zu gewinnen. Aber diese Hingabe an das Objekt endet mit dem Selbstbesitz in der Vereinigung des Göttlich-Ästhetischen. Die Poesie ist hier eine Art Sakrament als Zugang zur göttlichen Inspiration. Dieses Evangelium der Ästhetik macht aus Ware, dessen Anfang Selbst-Genügsamkeit ist, eine Totenmaske und sein Herz wird eine steinige Wüste (148, 258).

Helena, die die Ehe erreichte, indem sie durch ihre Liebe für einen Augenblick Simon verzauberte, so daß er seine Verlobte im Stich ließ, wird sich bewußt, damit eine Schuld auf sich geladen zu haben, die sie büßen muß (335). Für sie wie für den Dichter ist die Vollendung des Menschen nur möglich, wenn er alle Wahrheit und alle (sittliche) Güte erfüllt und dadurch in den Bereich des Heiligen tritt. Dies ist die notwendige Voraussetzung der Schönheit. Sie ist nicht identisch mit der Heiligkeit, der Religion und der Mystik, weder im Sinne Bremonds (*Prière et Poésie* 129), der allerdings eine gewisse Analogie der beiden Gebiete zugeibt, noch in seiner Umkehrung durch Simon, der in der Ästhetik den Gipfel der menschlichen Leistung sieht. Auch für Speaight ist „die Kunst sehr nahe bei Gott“, aber sie bleibt ein Geschenk, bleibt der Glanz der Wahrheit (Augustinus) und des Guten, der dem zuteil wird, der in der Gemeinschaft der Liebe mit Gott und seiner Ordnung lebt, der die „Vorgegebenheiten“ des Schönen, die Wahrheit und die Güte hinter sich gebracht hat. In diesem Sinne kann Speaight den Kritiker Ambrose Boring,

einen Katholiken, sagen lassen: „Die Seele muß gebildet werden, sie muß ein Kunstwerk ohnegleichen werden, aber sie muß von ihrer eigenen Natur her geformt werden. Die Natur allein kann das allerdings nicht, und ich bin froh zu sehen, daß eine jüngere Generation als die meine gegen den Fehler Rousseaus angeht. Alles Gute in dieser Welt ist kunstvoll, und das Hervorragendste, das Kunstvollste ist die Heiligkeit“ (352). Die wahre Dichtung hat es immer mit der Wirklichkeit zu tun. In ihr hat in unserer Ordnung auch das Böse seine Stellung, als Widerspruch zur Wahrheit und Güte. Aber indem die Dichtung dies betrachtet, veredelt und deutet, ergibt sich die Schönheit.

Der Meister dieser Dichtung ist für Speaight und die von ihm erfundenen Personen Shakespeare. Ohne viel von Gott und der Religion zu reden, stehen seine Personen auf den verschiedenen Ebenen der einen großen Ordnung. Schon die von der Liebe zu einem Menschen getragene jugendliche Helena vermochte sie zu gestalten. In der Tat war sie schon damals auf dem Weg zur Vollendung, weil sie der Verwurzelung der Welt in Gott nicht widersprach. Nachdem sie sich selbst bis zu Gott hinaufgeläutert hatte, machte sie Shakespeare, sein Werk und die ganze Wirklichkeit lebendig.

Das Bedeutungsvolle dieses Romans sehen wir darin, daß die Grundlagen der Poesie in ihm gestaltet worden sind. Damit wird alle naturwissenschaftlich angehauchte Pseudokunst des Experimentalromans überwunden, dem nur das Sinnenfällige und das Sinnliche Wirklichkeit ist. Dadurch entgeht die Dichtung ebenfalls der idealistischen Scheinhöhe, die sie blaß, abstrakt und autonom macht. Diese Erkenntnis rechtfertigt auch den Titel des Romans: Die der Dichtung vorgegebene Welt ist wie ein Nebel, in dem Engel und Dämonen wohnen. Dem Dämon liefert sich der ichbezogene Mensch der Sinne oder der Selbstgenügsamkeit aus; den Engel sieht der Mensch, der die Liebe hat.

Hubert Becher SJ

Neue Funde vorzeitlicher Menschenreste

In den letzten Jahren sind eine Reihe bedeutsamer neuer Funde vorgeschichtlicher Menschenreste gemacht worden, die unsere Kenntnis der biologischen Menschheitsgeschichte erweitern. So wurden 1954 in *Ternifine* bei Oran (Algerien) zwei Unterkiefer (einer von ihnen vollständig erhalten) zusammen mit einer Chelleo-Acheuléen-Kultur ausgegraben. Dieser Fund, von dem französischen Paläontologen Arambourg „*Atlanthropus mauretanicus*“ benannt, gehört nach Ausweis der mitgefundenen Begleitfauna dem beginnenden mittleren Eiszeitalter an. Der Form nach ähneln diese kräftigen massiven Unterkiefer sehr den Resten des „*Sinanthropus*“ aus China, lassen sich aber wegen einer Reihe von Merkmalen nicht mit ihnen identifizieren. Die Bedeutung des Fundes von Ternifine sieht Arambourg vor allem darin, daß jetzt Vertreter der sogenannten Anthropus-Gruppe als Träger der Chelleo-Acheuléen-Kultur mit ihren groben, aus Quarzit, Kalkstein und nur höchst selten aus Feuerstein gearbeiteten Faustkeilen und Abschlägen nachgewiesen sind. Es waren ja immer wieder Zweifel laut geworden, ob „*Sinanthropus*“ von Chou Kou Tien bei Peking wirklich die dort gefundenen Werkzeuge der Chelleo-Acheuléen-Kultur gefertigt habe. Da nun aber Unterkiefer zu den variabelsten Gebilden des menschlichen Skelettes gehören, wäre es sehr zu begrüßen, wenn in Ternifine auch noch Reste des Gesichts- und Gehirnschädels gefunden würden, um eine gesicherte gestaltliche Einordnung des „*Atlanthropus*“ in die Anthropus-Gruppe zu ermöglichen. Aber auch so stützt der Fund die Ansicht, daß die Vertreter der Anthropus-Gruppe, wie „*Sinanthropus*“ und „*Pithecanthropus*“, Werkzeug-Hersteller und damit echte Menschen gewesen sind. (C. Arambourg: A recent discovery in human Paleontology: *Atlanthropus* of Ternifine (Algeria), *Amer. J. Phys.* 13 (1955).